



Di Morrissey

Das Land der  
goldenen Tempel

ROMAN

Aus dem australischen Englisch  
von  
Sonja Schuhmacher, Robert A. Weiß  
und Gerlinde Schermer-Rauwolf,  
Kollektiv Druck-Reif

KNAUR 

Die australische Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel  
»The Golden Land« bei Pan Macmillan, Sydney.

Die Handlung dieses Romans ist frei erfunden,  
wurde aber inspiriert von den tatsächlichen Ereignissen  
und Menschen in Burma wie Aung San Suu Kyi, ihrem Vater,  
dem verstorbenen General Aung San, Mitgliedern der ehemaligen  
königlichen Familie, König Thibaw und Königin Supayalat  
sowie dem führenden Kopf der Militärjunta, General Ne Win.

**Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.knaur.de](http://www.knaur.de)**

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat und Sie auf der Suche sind  
nach ähnlichen Büchern, schreiben Sie uns unter Angabe des Titels  
»Das Land der goldenen Tempel« an:  
[frauen@droemer-knaur.de](mailto:frauen@droemer-knaur.de)



© 2014 by Di Morrissey  
© 2014 der deutschsprachigen Ausgabe bei  
Knaur Verlag. Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt  
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.  
Redaktion: Boris Heczko, Kollektiv Druck-Reif  
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München  
Umschlagabbildung: © getty images / Kateryna Negoda  
Satz: Adobe InDesign im Verlag  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
ISBN 978-3-426-65355-5

*Für Daw Aung San Suu Kyi,  
deren beharrliches ethisches Engagement  
die Welt inspirierte.*

*Und für das Volk von Myanmar, das sich gerade anschickt,  
seinen Traum zu verwirklichen – Freiheit und Demokratie  
für sein wunderschönes Land.*



# 1

1885, Burma

*I*m kühlen Schatten des hölzernen Klosters mit der hohen Decke hockte der junge Mönch. Er hatte den Kopf geneigt und kaute an der Unterlippe, während er mit größter Sorgfalt seinen Stift über das rotlackierte Rechteck führte, das vor ihm auf dem Boden lag. Hin und wieder rückte er seine Baumwollrobe auf der Schulter zurecht und strich die Falten des Gewandes glatt, unter dem seine nackten braunen Füße hervorlugten. Er saß im Schneidersitz da und runzelte konzentriert die Stirn. Wegen seiner herausragenden künstlerischen Fähigkeiten hatte ihn der Abt des Klosters damit betraut, den heiligen Text des Kammavacas zu illustrieren, das dem König überreicht werden sollte.

Ye Aungs Begabung war kurz nach seiner Ankunft im Kloster entdeckt worden. Seine verarmte Familie hatte ihn als achtjährigen Jungen in die Obhut des Klosters gegeben, weil sie hoffte, dass ein angesehenener, gelehrter Mönch aus ihm werden würde. Im Gegenzug konnten sie erwarten, dass ihnen das Opfer als Verdienst im spirituellen Sinn angerechnet würde.

Zusammen mit den anderen Novizen lernte Ye Aung in langen Unterrichtsstunden, den buddhistischen Kanon auf Pali zu singen, jener uralten Sprache, die Buddha gesprochen hatte. Viele Stunden verbrachten sie im Gebet, mit Meditation und dem Lesen der alten Schriften, die sich im Besitz des Klosters befanden. Durch diese Lektüre lernte Ye Aung

viel über das Leben Buddhas, er las Legenden und Erzählungen aus der Geisterwelt, die zwischen Mythos und Glauben angesiedelt war, und beschäftigte sich mit der Geschichte der großen Könige von Burma.

Ye Aung war ein stiller Junge, der gern für sich blieb. Wenn die anderen jungen Mönche spielten, draußen hinter dem langen Speisesaal Bambusbällen hinterherjagten oder ihre Roben abwarfen, um im weichen braunen Wasser des Irrawaddy zu tauchen und zu planschen, saß Ye Aung gern im Schatten eines Baumes, betrachtete das alte Kloster mit seinen breiten Korridoren und den hohen, schweren Türen, dem geschwungenen Stufendach und den kunstvoll geschnitzten Turmspitzen, die von mythischen Tieren getragen wurden.

In den gut hundert Jahren, die das Kloster inzwischen auf der stillen, abgeschiedenen Dschungellichtung stand, war das Teakholz des Gebäudes dunkelgrau geworden. Der Innenhof zwischen dem Hauptgebäude und den beiden kleineren Häusern war mit feiner weißer Erde bedeckt und wurde täglich von den Mönchen gekehrt, ganz gleich ob der Hof von der Sonne erwärmt wurde oder der Monsun glänzende Pfützen hinterlassen hatte. Die Gebäude wirkten freundlich und verwittert und anmutig, ganz anders als die vergoldeten Pagoden und Stupas in den Dörfern der Umgebung und der Stadt Mandalay.

Dieser Ort war so friedlich, dass man ihn für unbewohnt hätte halten können, wäre da nicht das unaufhörliche Flattern tiefroter Roben gewesen, die auf einer Leine im Hof oder auf Geländern und vor Fenstern zum Trocknen aufgehängt waren. Hinzu kam das raunende Summen der Gebete, das aus dem Innern des Klosters drang und an einen Bienenschwarm denken ließ.

Ye Aung hatte schon immer Bilder vor seinem inneren Auge gesehen, und es drängte ihn, den prächtigen Bildtep-

pich der Geschichten aus seinen Lektionen in feine, detailreiche Illustrationen zu verwandeln. Schüchtern erzählte er seinem Lehrer Sayadaw von seinem Traum, und Sayadaw begann ihn zu fördern. Obwohl er keine künstlerische Ausbildung genossen hatte, tat Ye Aung nichts lieber, als mit Pinsel oder Stift zu zeichnen.

Die jungen Mönche teilten sich einen Schlafsaal. Jeder hatte eine Matte auf dem Fußboden und eine Bettdecke; als Kopfkissen diente ihnen die zusammengefaltete Robe. In einem kleinen Kasten bewahrten sie ihr persönliches Hab und Gut auf, darunter eine Schiefertafel und die Pali-Texte, die sie auswendig lernten, um sie im Sprechgesang vorzutragen.

Ye Aung hockte gern allein in seiner Ecke, während die anderen ungestümen Jungen sich draußen austobten. Ihm gefiel die Einsamkeit in dem stillen Raum, wo der warme Wind vom Fluss durch die geöffneten Holzläden der Fenster hereinwehte. Hier zeichnete er winzige Bilder von allem, was er rund um sich sah: wunderbare Tiere, herrliche Pflanzen, schöne Vögel und sogar die Mönche selbst. Manchmal zeichnete er auch die Geschöpfe der Geisterwelt oder die Tiere für die verschiedenen Geburtswochen-tage.

Schließlich wurde Ye Aung damit betraut, Kammavacas zu schreiben – heilige buddhistische Texte auf Palmenpapier. Die Palmwedel wurden geglättet und geräuchert, ehe man sie beschriftete, wobei zwischen den Zeilen immer wieder Raum für beziehungsreiche Illustrationen blieb. Dann wurden die fertigen Blätter sorgfältig mit Seidenschnüren gebunden und zwischen lackierte Buchdeckel aus Teakholzrinde gelegt. Zuweilen wurden die Buchdeckel mit Blattgold verziert.

Häufig wurden Kammavacas von Familien in Auftrag gegeben und dem Kloster geschenkt, sobald ein Sohn dem Or-

den beirat. Die Palmblattmanuskripte wurden dann in schmucken Kästen aufbewahrt oder ruhten in Tücher gehüllt in der kunstvoll verzierten Büchertruhe, die sich in der Wohnung des Abts im Halbdunkel des inneren Klosterbereichs nahe dem Allerheiligsten befand. Ye Aungs Familie war zu arm gewesen, um ein Kammavaca in Auftrag zu geben, und der Junge hoffte, für seine Eltern Verdienst sammeln zu können, indem er, so gut er nur konnte, die Schriften für andere illustrierte.

Eines Tages rief Sayadaw ihn in den Meditationsraum, der den älteren Mönchen vorbehalten war. Hier beteten und meditierten die Mönche umgeben von Reliquien, den sogenannten Sariras, Thangka-Rollbildern, Buddhafiguren und Bibliothekstruhen mit uralten Palmblattmanuskripten, deren altertümliche Schrift fast niemand mehr lesen konnte.

Erfüllt von Ehrfurcht, weil er diesen Kultraum betreten durfte, stand Ye Aung reglos da, den Kopf geneigt, die Finger unter seiner Robe verschränkt, während sein Lehrer eine Truhe öffnete und eine Mönchsrobe herausnahm. Dass sie sehr alt war, wusste der Junge in dem Augenblick, als Sayadaw sie ihm in die Hände legte. Nun sagte ihm sein Lehrer, die Robe habe einem angesehenen und hochverehrten Mönch gehört. Statt gewöhnlichem Palmpapier würden manchmal Stücke dieser Robe verwendet, um besondere Kammavacas herzustellen. Zuerst musste der Stoff mit Lack behandelt werden, so dass eine glatte, aber biegsame Oberfläche entstand, dann würde er in Stücke geschnitten und von den Mönchen mit heiligen Texten beschriftet. Danach würden die Stoffstücke mit Hilfe von schmalen polierten Bambusspänen gebunden. Abschließend sollte Ye Aung das Werk mit seinen Zeichnungen illustrieren; der Lack dafür würde aus erhitztem Lacksaft gewonnen und dann schwarz eingefärbt.

»Darf ich fragen, für wen dieses besondere Kammavaca bestimmt ist?«, wollte Ye Aung wissen.

Sayadaw lächelte. »Es ist ein Geschenk für König Thibaw.«

Dass man ihn mit diesem besonderen Projekt betraute, lag wie eine schwere Bürde auf Ye Aungs Schultern. Während er zeichnete, dämmerte ihm, dass der Text wohl mehr enthielt als nur buddhistische Lehren. Er bat Sayadaw, ihm die uralten Pali-Texte zu übersetzen, doch sein Lehrer schüttelte den Kopf.

»Die alten Mönche haben ein außerordentliches Wissen, das sie manchmal weitergeben in der Hoffnung, irgendjemand könnte imstande sein zu entziffern, was sich in dem Text verbirgt. Und bis dahin ist es sicher aufbewahrt.«

»Wie ein Geheimnis?«

Sayadaw zuckte die Schultern. »Ja, so wie bestimmte verehrungswürdige Reliquien, Kostbarkeiten und Objekte versteckt werden. Vielleicht ist es klösterliche Tradition. Und wer auch immer den Text entziffern kann, erlangt einen besonderen Status, Karma und Verdienst.«

»Kannst du lesen, was in diesem Kammavaca geschrieben steht?«, fragte Ye Aung.

Sayadaw schüttelte den Kopf. »Die älteren Mönche schreiben jeweils nur einen Teil der Geschichte. Niemand darf das ganze Manuskript lesen.«

»Wer kennt denn die ganze Geschichte?«, wollte Ye Aung wissen.

»Das kann ich dir nicht sagen«, erwiderte Sayadaw.

Ye Aung wusste nicht, ob sein gebildeter Lehrer die Antwort nicht kannte oder sie ihm nur nicht verraten wollte. Also fragte der junge Mann, ob er einige weiße Elefanten in dieses Kammavaca malen dürfe, ähnlich den geschnitzten Elefantenfiguren unten an der Treppe des Klosters.

Sayadaw lächelte. »Ich bin sicher, dem König wird das sehr gefallen. Die weißen Elefanten sind wahrhaftig heilig.«

Als Ye Aung vor den Abt gerufen wurde, fürchtete er schon, er habe Missfallen erregt. Doch da Sayadaw, der ebenfalls zugegen war, ein erfreutes Gesicht machte, war der junge Mann beruhigt. Tatsächlich war der Abt mit Ye Aungs Arbeit so zufrieden, dass er ihm erlaubte, die älteren Mönche nach Mandalay zu begleiten, um dort dem König das vollendete Kammavaca zu überreichen.

In aller Frühe zogen die heiligen Männer mit ihren Almoenschalen feierlich durch die Tore des Klosters in den kühlen Morgen hinaus. In seiner Schultertasche trug der Abt das Geschenk für den König, an dem Ye Aung viele Monate lang mitgearbeitet hatte. Als Ye Aung die Baumwolltasche sah, lächelte er in sich hinein, denn er wusste, was sich darin befand. Er erinnerte sich an die von ihm gemalten weißen Elefanten, die juwelenbesetzte Halsketten und reich bestickte Tücher mit Goldringen um die Stoßzähne trugen und unter einem weißen Baldachin mit goldenen Quasten gingen, begleitet von Musikern und Magiern.

Tagelang wanderten die Mönche von Dorf zu Dorf und rasteten an Garküchen und Häusern, wo sie Wasser und Essen erhielten. Einmal kamen sie an den Leichen von zwei Banditen vorbei, die als Strafe für einen Überfall auf ein Dorf auf einem Hügel gekreuzigt worden waren. Ye Aung schauderte, als er sie sah. Hastig wandte er den Blick ab, obwohl er im Stillen einräumte, dass die Dorfbewohner das Recht hatten, sich vor Räubern zu schützen. Auf dem Land war das Banditenwesen weit verbreitet, das wusste er. Deshalb fühlte er sich sicherer, als die Mönche in die Außenbezirke von Mandalay gelangten.

Je näher sie zum Königspalast kamen, desto belebter wurden die Straßen, und es waren nicht nur Menschen unterwegs, sondern auch Schweine, die sich scharenweise durch die Menge drängten.

»König Mindon, der Vater von König Thibaw, fütterte

tächlich tausend Schweine, um Verdienst zu sammeln, aber nach seinem Tod wurden sie ausgesetzt«, erklärte Sayadaw seinem Schüler.

Die Mönche erreichten die ausgedehnte Palastanlage, überquerten die fünfte Brücke, die über den breiten Burggraben führte, passierten im Gänsemarsch den Wachturm und wurden in einen schönen, großen Pavillon geführt. Drinnen teilten geschnitzte Holzwände den kühlen, luftigen Saal in mehrere Empfangsbereiche. Die Mönche traten in einen kleinen Raum und warteten auf die Ankunft des Königs.

Ye Aung konnte den Blick nicht von dem Thron wenden, der mit kunstvollen Schnitzereien verziert am anderen Ende des Saals stand. Die Decke hoch über ihnen war mit Szenen und Ereignissen aus dem Leben von König Mindon, dem Erbauer des prachtvollen Palastes, ausgemalt.

König Thibaw trat ohne jeden Prunk ein, er wurde nur von zwei Töchtern begleitet. Die Mädchen trugen seidene Longyi, bodenlange Sarongs in leuchtenden Farben, schmal geschnittene, langärmelige Seidenblusen und Spangen mit Edelsteinblumen in ihrem langen, glatten Haar. Ye Aung fand, dass sie wie wunderschöne Schmetterlinge aussahen, und er versuchte den Stolz zu unterdrücken, den er empfand, als die jüngere von ihnen das Kammavaca kurz in der Hand behielt, ehe sie es ihrem Vater zurückgab.

Es war eine kurze, förmliche Begegnung, und wären nicht die beiden Prinzessinnen dabei gewesen, hätte Ye Aung sie sehr langweilig gefunden. Anschließend folgte er den älteren Mönchen in den zentralen Schrein des Palasts, um zu beten. Die Frage, ob der König die Seiten des Kammavacas studieren und Ye Aungs Illustrationen bemerken würde oder ob es einfach in der königlichen Bibliothek verstaut und in Vergessenheit geraten würde, ließ ihn nicht los. Dennoch sprach er ein Gebet für das Wohlergehen des Königs und seiner Familie.

Einen Monat später kam es zu dramatischen Veränderungen in Mandalay, die sogar Auswirkungen auf das ruhige Klosterleben hatten. Britische Truppen waren aus den Küstenregionen Burmas vorgedrungen, dem Irrawaddy gefolgt und zogen nun durch die Dörfer zum Palast von Mandalay.

Die Novizen wurden angewiesen, das Gebäude nicht zu verlassen, während die älteren Mönche ausschwärmt, um ihre Schreine und Reliquien in der ländlichen Umgebung zu schützen. Die Invasoren zeigten keinerlei Respekt vor der burmesischen Kultur und nahmen sich einfach, was ihnen gefiel. Auf den Märkten wurden Reis und andere Lebensmittel knapp, und die Gaben, die die Mönche auf ihrer täglichen Runde durch die Garküchen, Läden und Häuser der Gläubigen erhielten, fielen dürftig aus. Wenn sie ins Kloster zurückkehrten, waren ihre Almosenschalen oft leer.

Ye Aung fragte Sayadaw einmal, wie es dem König und seinem Hofstaat ergangen sei, besonders den Prinzessinnen. Sayadaw erwiderte, die Briten hätten sie in Ochsenkarren aus dem Palast gefahren und nach Indien gebracht, wo sie nun irgendwo lebten. Die Briten herrschten jetzt über ganz Burma.

Schließlich beschloss der Abt, sich selbst ein Bild zu machen, was in der Stadt vor sich ging. Als er aus Mandalay zurückkam, war er verzweifelt. Wie er gehört hatte, hieß der Palast jetzt Fort Dufferin – nach dem Vizekönig von Indien –, und die britischen Offiziere benutzten ihn als Club. Die Briten hatten Kleinodien aus dem Palast geraubt und die größten Edelsteine an Königin Victoria geschickt. Der prächtige burmesische Thron befand sich nun in einem Museum in Kalkutta.

Einige Tage später machte frühmorgens ein kleines Fischerboot an der Anlegestelle unterhalb des Klosters fest. Eine Gestalt in einer Mönchsrobe eilte den Weg zum Kloster hinauf, wo noch alles in Dunkel gehüllt war.

Ye Aung lauschte. Auf seiner Matte im Schlafsaal ausgestreckt, hatte er das Plätschern eines Ruders im Fluss gehört, und jetzt tappten leise Schritte auf der Treppe. Holzdielen knarzten, als der Besucher durch den Außenkorridor eilte. Stimmen flüsterten. Dann hörte Ye Aung, dass mehrere Mönche dem Besucher zum Zayat folgten, dem Pavillon auf dem Klostergelände, den die Mönche tagsüber zur Meditation nutzten und in dem Besucher übernachteten konnten.

Ye Aung war jetzt hellwach und neugierig. Er erhob sich, schlich an den anderen schlafenden Jungs vorbei und tappte durch dunkle Räume, vorbei an den Säulen des Hauptkorridors und hinaus durch die hohe geschnitzte Tür. Dann lief er die Steintreppe an der Rückseite des Klosters hinunter.

Ihm war klar, dass man nicht lauschen durfte, aber er wusste auch, dass die Mönche wegen der Briten in Sorge waren. Im Mondlicht sah er einige ältere Mönche, die dicht nebeneinander im Kreis auf dem Boden des Pavillons saßen und leise miteinander sprachen. Da er sich nicht näher heranwagte, schlich er zu seinem Schlafplatz zurück und hoffte, später mehr zu erfahren.

Sayadaw enttäuschte ihn nicht und nahm ihn nach der Morgenmeditation beiseite. Der Blick seines Lehrers verriet, dass ihm Ye Aungs nächtlicher Streifzug durch das Kloster nicht verborgen geblieben war.

»In der Stadt herrscht große Unruhe«, erklärte Sayadaw sehr ernst. »Alle sind zutiefst verzweifelt. Die britischen Soldaten haben die königliche Schatzkammer niedergebrannt.«

»Dann sind jetzt das ganze Geld und die Edelsteine verloren?«, fragte Ye Aung.

»Ich glaube, dass lediglich ein Teil des Geldes dort war. Sehr viel ist bereits geraubt worden, und der König hat in der kurzen Frist vor seiner Abreise aus Burma so viel an sich

genommen, wie es ihm möglich war. Es heißt, er habe außerdem einen Großteil verstecken lassen.« Sayadaw schüttelte den Kopf. »Aber nicht das ist es, Ye Aung, was die Mönche beunruhigt. In der Schatzkammer wurden die Ahnentafeln des Geburtsadels aufbewahrt. Diese wichtigen Dokumente waren in goldgebundenen Palmblattmanuskripten niedergeschrieben und in bestickte Seidentücher gehüllt.«

»So schön wie meines?«, fragte Ye Aung, und Sayadaw lächelte leise.

»Keiner kann so viel Hingabe und Phantasie in seine Arbeit gesteckt haben wie du. Leider wurde auch die königliche Bibliothek geplündert, und viele kostbare Bücher und Zeugnisse unserer Kultur wurden vernichtet.«

Entsetzt darüber, dass womöglich Tausende Manuskripte, viele davon Hunderte Jahre alt, verloren waren, starrte Ye Aung seinen Lehrer an. »Warum tun die britischen Soldaten so etwas?«, flüsterte er.

Sayadaw zuckte die Schultern. »Sie wollen uns ihr Gesetz aufzwingen. Aber sie werden nicht ewig bleiben. Wir sind seit Jahrhunderten hier, und eines Tages werden die Briten abziehen müssen. Dann werden wieder unsere weisen, friedlichen Leute regieren.«

Ye Aung besann sich auf die Lehren des Buddha und versuchte den unwissenden Soldaten zu vergeben, die ein solches Werk der Zerstörung angerichtet hatten. Aber er fürchtete, dass auch das Kammavaca, das er für den König illustriert hatte, vernichtet worden war. Unvermittelt sagte er: »Wenn in dem Kammavaca des Königs ein Geheimnis verborgen war, ist es jetzt für immer verloren!«

»Dann sollte dieses Geheimnis nicht entdeckt werden«, erwiderte Sayadaw philosophisch.

Ye Aung vernahm Sprechgesang, der Unterricht hatte begonnen. Er eilte über das Gelände. Am Fuß der Treppe zum

Kloster berührte er den geschnitzten Elefanten und flüsterte rasch ein Gebet in der Hoffnung, dass sein einzigartiges Manuskript durch einen gesegneten Zufall überlebt hatte.

1913

Die Farben des Abendhimmels verblassten über den glatten braunen Fluten des ruhig dahinströmenden Irrawaddy, als das Tuckern eines Motors die Stille durchbrach. Er gehörte zu einem großen Schaufelraddampfer, der Kurs auf Mandalay nahm. Auf den glänzenden Teakplanken des oberen Freiluftdecks, das für die Passagiere erster Klasse reserviert war, wurden Aperitifs serviert. Die dunkelhäutige bengalische Crew der Irrawaddy Flotilla Company bediente die Passagiere, offenbar durchwegs Briten, die es sich auf ihren Planters' Chairs unter den Topfpalmen bequem machten und ihren Sundowner schlürften. Die Männer, in makellooses Weiß gekleidet, diskutierten über Handelspreise, die Gründung einer neuen britischen Handelsgesellschaft für Teakhölzer, die anhaltende Expansion der Erdölfelder von Yenangaung, die gute Reisernte und Nachrichten aus der Heimat. Sie senkten die Stimme, als die Sprache auf die anhaltenden Machenschaften von König Thibaw und Königin Supayalat kam, die nach wie vor im Exil in Ratnagiri schmachteten.

»Man muss sie mit Argusaugen beobachten. Ständig schmieden sie Intrigen, um nach Burma zurückzukehren«, meinte ein Plantagenbesitzer.

»Man muss vor allem die Königin im Auge behalten. Sie stand doch hinter der Ermordung der Angehörigen des Königs, sogar einiger seiner Halbgeschwister. Alle, die seinem Anspruch auf den Thron gefährlich werden konnten, wurden umgebracht«, bemerkte ein anderer.

»Zu Tode geprügelt in roten Samtsäcken«, warf schauernd ein Dritter ein.

»Von einem britischen Offizier, dessen Freund den Hinrichtungen beigewohnt hat, habe ich gehört, dass alles sehr zeremoniell und respektvoll durchgeführt wurde. Die Hiebe waren exakt plaziert, um den Tod schnell herbeizuführen«, erwiderte der Plantagenbesitzer.

»Die Leute schätzten Thibaw nicht sonderlich. Ein blutrünstiger Bursche, dabei spielte er sogar Krieket«, meinte sein Freund lachend.

»Verdammt primitive Sipschaft, wenn ihr mich fragt«, bemerkte ein anderer aus der Gruppe. »Gott sei Dank haben wir jetzt das Land annektiert. Die sollten sich glücklich schätzen, dass sie nicht alle in Samtsäcke gesteckt werden.«

»Wenn es nicht um die Loyalität zum Mutterland ginge und um die Chancen, die sich hier bieten – ich weiß nicht, wie viele von uns es hier länger aushalten würden«, meinte ein Colonel a. D.

»Ich finde diese Rubinminen, Ölfelder und Teakholzwälder ziemlich attraktiv.« Der Kapitän des Dampfers lächelte milde. »Ebenso wie die burmesischen Damen. Der Lohn, der uns hier winkt, ist durchaus ein paar Unannehmlichkeiten wert.«

Ein wenig abseits von der Gruppe saß Andrew Hancock, der mit halbem Ohr den Gesprächen seiner Mitreisenden lauschte. Dabei blickte er über den Fluss zum dicht bewaldeten Ufer und dachte darüber nach, wie unglaublich es war, hier in Burma zu sein. Reisen und Abenteuer – das war ein Leben, das er sich nicht hatte träumen lassen. Sein Vater arbeitete in einer Bank in Brighton, und Andrew hatte geglaubt, dass er denselben Beruf ergreifen würde, obwohl Fotografie seine Leidenschaft war. Für ihn war es wunderbar, etwas oder jemanden auf ein Bild zu bannen und diesen Au-

genblick damit für immer festzuhalten. Unglücklicherweise sah er keine Chance, sich als Fotograf seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Doch dann war ihm überraschend das Glück hold gewesen. Ein entfernter Onkel war gestorben und hatte alles, was er besaß, Andrew hinterlassen. Es war zwar kein Vermögen, doch Andrew konnte sich nun etwas Zeit nehmen, um herauszufinden, ob er das Zeug zum Profifotografen hatte.

Rasch merkte Andrew, dass es ziemlich langweilig und öde war, Brighton zu fotografieren. Ihm wurde klar, dass ihn im Grunde das Abenteuer ebenso reizte wie das Fotografieren. Also brach er nach Indien auf. Er bereiste das Land, hielt in seinen Aufnahmen das Dorfleben fest, schaffte es aber auch zum Durbar in Neu-Delhi, wo er der Krönung von George V. zum Kaiser von Indien beiwohnte. Dann begann er Geschichten zu seinen Fotos zu schreiben und stellte fest, dass verschiedene Zeitschriften Interesse zeigten und seine Fotoreportagen kauften. Das hieß, dass er noch länger in Asien bleiben konnte.

Eines Morgens hörte Andrew beim Frühstück in Kalkutta, wie sich Leute über Burma unterhielten. Seine Neugier war geweckt, und er beschloss, sich das Land mit eigenen Augen anzusehen. Und nun war er hier, wie Mr. Kipling sagen würde: »On the road to Mandalay«.

Während er nachdenklich auf seinem Planters' Chair an Deck saß, gesellte sich ein kleiner, dicker Schotte im weißen Tropenanzug zu ihm, musterte Andrew durch seinen Kneifer und stellte sich vor.

»Guten Abend. Ich bin Ian Ferguson. Ich glaube nicht, dass ich Ihnen schon einmal begegnet bin. Ist das Ihre erste Reise nach Mandalay?«

Andrew erhob sich und streckte Ferguson die Hand entgegen. »Ich bin zum ersten Mal überhaupt in Burma. Offenbar ein wunderschönes Land. All diese Tempel! Ich kann mir

nicht vorstellen, dass es irgendwo anders auf der Welt so viele gibt.«

»Stimmt«, erwiderte Ferguson. »Die Burmesen sind fromme Buddhisten. Was führt Sie nach Burma? Staatsdienst? Handel?«

»Weder noch«, erklärte Andrew. »Ich bin Fotograf und verkaufe meine Reportagen an Zeitschriften in der Heimat. Darf ich fragen, was Sie in Burma machen, Mr. Ferguson?«

Der kleine Schotte strahlte. »Ich bin ein Kunstexperte. Ich wage sogar zu behaupten, dass ich *der* Experte für burmesische Kunst bin.«

Andrew Hancock war beeindruckt. »Also bereisen Sie das Land und erforschen die Kultur der Menschen?«

»Tja, mein Junge, die Sache ist die, dass die Burmesen ihre Kultur nicht wirklich wertschätzen. Ihre Tempel sind vollgestopft mit Kunstgegenständen, um die sich die Mönche nicht scheren. Auf den Märkten kann man unzählige schöne Dinge für einen Spottpreis kaufen. Die Burmesen haben mehr für Geld übrig als für ihre religiösen Objekte.«

»Vielleicht brauchen sie es einfach sehr dringend«, meinte Andrew.

»Unsinn, mein Junge. Wenn Sie erst mal eine Weile hier sind, so wie ich, dann werden Sie merken, dass wir Briten die lokale Kultur sehr viel mehr wertschätzen, als es die Burmesen tun.«

»Sie bewahren also ihre Kultur?«, fragte Andrew.

»Allerdings. Ich sammle die besten Stücke und schicke sie nach Großbritannien.«

»An Museen?«

»Und an Privatsammler, die burmesische Kunst schätzen.« Der Schotte lachte kurz auf.

Dann ging Ian Ferguson weiter, um mit anderen Reisen-

den zu plaudern, und Andrew dachte über das Gesagte nach. Zwar war er selbst noch nicht lange in Burma, und sicherlich war er nicht der Experte, als der sich Ferguson ausgab, aber es schien ihm befremdlich, dass die Burmesen ihrer Kultur angeblich so gleichgültig gegenüberstanden. In Indien hatte er eine ganz andere Einstellung beobachtet, dort hatte der Prunk der Radschas bei ihm den Eindruck erweckt, dass das Volk die indische Kultur sehr wohl hochschätzte. Er fragte sich, warum das für Burma nicht gelten sollte. Nun, vielleicht würde er selbst herausfinden, ob Fergusons Behauptungen zutrafen.

Der Irrawaddy war nun anderthalb Kilometer breit, die Ufer verschwammen in der Ferne. Hin und wieder steuerte das Schiff eine tiefere Fahrrinne an, um dem Wurzelgeflecht im Wasser auszuweichen. Ein paar Mal sah Andrew ein kleineres Ruderboot mit Fischern, und einmal lockte der Anblick von Delphinen, die aus dem Wasser sprangen, die stauenden Reisenden an die Reling. Andrew hätte die kleinen dunkelgrauen Tiere mit den stumpfen Nasen gern fotografiert, aber sie bewegten sich zu schnell.

Dann wurde der Fluss schmaler, eingezwängt zwischen den steilen Hängen von Vulkanen, die mit dichtem Dschungel bewachsen waren. Die Ufer bestanden nicht mehr aus weichem braunen Lehm, sondern aus erstarrter Lava, die im Nachmittagslicht glänzte. Am Rand des Flusses hatten sich große Tümpel gebildet, umgeben von geschützten Lichtungen mit hohen Felswänden im Hintergrund. Der Kapitän erzählte Andrew, dass in diesen Becken manchmal Elefanten badeten, doch als sie vorbeifuhren, regte sich dort nichts.

Plötzlich teilte eine kleine, völlig von Pflanzen überwucherte Insel die Fluten des Flusses. Auf der einen Seite erhob sich jäh eine Felswand, an der das Wasser vorbeischoss. Der Dampfer nahm die ruhigere Route um die

Insel herum, so dass Andrew freien Blick auf ein Kloster hatte, das oben auf der Felswand thronte, offenbar verlassen und verfallen, aber immer noch atemberaubend imposant.

Als sie weiterfuhren, fesselte ein aufblitzendes Licht hoch oben in den Bergen Andrews Aufmerksamkeit. Es dauerte einen Moment, bis ihm klar wurde, dass sich der Schein der untergehenden Sonne auf dem Dach einer Pagode spiegelte, die an der Kante eines Steilhangs stand. Wie um alles in der Welt, fragte sich Andrew, schafften die Leute den Aufstieg dorthin? Es schien unmöglich. Und wie viel Blattgold war wohl für die Pagode verwendet worden, dass sie so wunderbar glänzte? Wenig später erblickte er einen weiteren Tempel oder Stupa, wie manche dieser Gebäude offenbar hießen, deren typisch rundliche Glockenform ebenfalls prachtvoll schimmerte.

Alles, was Andrew gelesen und gehört hatte, schien lebendig zu werden: Geschichten über Kammern aus duftendem Sandelholz und Adlerholz, die in das legendäre Haus aus Gold führten. Seine Wände waren vergoldet, die Säulen verziert mit geschnitzten Reben, an denen Früchte und Blätter aus hühnereigroßen Smaragden und Rubinen prangten; drinnen stand ein Schrein aus Gold auf einem güldenen Tisch, mit kostbaren Edelsteinen gefüllt und von Götterbildern aus purem Gold bewacht, auch sie besetzt mit glitzernden Edelsteinen. Wie viel Wahrheit in dieser Legende stecken mochte?

Jetzt begriff er, warum Burma als das Land der goldenen Tempel galt – ein Land, das sich angeblich rühmen konnte, mehr und prachtvollere Pagoden, Tempel und Schreine zu besitzen als jedes andere auf der Welt. Ein Land, reich an buddhistischer Kultur, reich an natürlichen Ressourcen und reich an bewegter Geschichte. Und hier war er nun, bereit, all dies zu erforschen und zu fotografieren.